

rade wenn dies erscheint als ein Leerwerden des Herzens in einen herzlosen Dienst. So allein wird die Neuzeit liquidiert: ihr Aufstand der Persönlichkeit in das Opfer der Persönlichkeit, ihr Aufstand gegen den Dienst in den Untergang in den Dienst. Dieses Grab allein wird das „glorreiche Grab“ der Auferstehung.

Erich Przywara S. J.

Resignation oder Hingabe?

„Keiner erlangt das Glück, der nicht über sein eigenes Selbst hinaussteigt“ — diese Worte aus dem „Wandererbuch“ des hl. Bonaventura finden in moderner Charakterkunde und Erziehungslehre starken Widerhall. Aber das Echo klingt nicht von allen Seiten gleich voll und rein. Es ist ein großer Unterschied etwa zwischen dem Verzicht eines Menschen, der verbittert losläßt, was ihm das Leben wegriß, der aber dem Leben seinen Raub niemals verzeiht, — und dem enttäuschungsmüden „Omnia vanitas“ des allzu Resignierten, erst recht zwischen diesen beiden und der fröhlichen Gelassenheit einer Seele, die klar gesehene Werte hingibt um höherer Güter willen und weil sie frei, bewußt sich hinschenken will. Die Menschen suchen eben auf recht mannigfachen Wegen sich aus der Verkrampfung ins Ich zur innern Freiheit hin zu finden.

Da hat z. B. kürzlich ein im Dienst armer Geisteskranker ergrauter Psychiater in einem Erinnerungsbuch Rückschau auf sein Leben gehalten, die Glücksbilanz gezogen und nach dem Sinn des Ganzen gefragt. So ein Buch, in dem ein wertvoller Mensch uns von seinem innern Werden und seinem persönlichsten Wissen zu erzählen verspricht, muß man immer mit dankbarer Erwartung und Ehrerbietung entgegennehmen. Es ist ja, wie wenn ein Weiser vor dem Ende einer langen und verdienstreichen Lebenswanderung uns noch einmal an der Hand nähme, um uns vor geheimnisvolle Quellgründe des Lebens hinzuführen und um uns dort Lebensrätsel aufzuhellen, für die eben nur der im Leben gereifte Weise eine Lösung weiß. So wird denn auch, wer nicht nur für lärmende „große Ereignisse“ Interesse hat, gern sinnend und mit innerer Anteilnahme vor verschiedenen Bildern

stehen, die Alfred Hoche¹ aus seiner Jugend- und Manneszeit gesammelt und aneinandergereiht hat. Er läßt uns zunächst in dem Bild seiner Vorfahren Einzelzüge sehen, die sich in seinem eigenen Seelenbild teilweise — vielleicht nicht immer ganz harmonisch — zum Ganzen formten. Dann führt er uns vor das Bild eines geistig hochstehenden Mannes, dessen „etwas traurige braune Augen“ auf Lebensschicksale hinblicken mögen, die den Lebenswillen allzu früh knickten, durch dessen „außerhalb der Schulstunden fast nur zerstreutes und gedrücktes“ Wesen, aber doch manchmal noch im Kreis der Amtsgenossen der blitzende Humor besserer Jahre durchbricht. Sonst leicht „viele gehen lassend“ ist er treu an seine Berufsarbeit hingegeben. Es ist das Bild des Vaters, den der Bub mit 13 Jahren schon verlor. Daneben steht das Bild der Mutter, der energischen und mutigen Frau, „klug und klar, scharf und kritisch, nüchtern und praktisch“. Die Kinder „empfanden ihre Art manchmal als erkältenden Reif, der auf die Blüten ihrer Phantasie und ihrer Wünsche fiel“. Aber ihrem starken Lebensmut dankt der Sohn die Freilegung seines späteren Berufsweges nach dem Tode des Vaters. Enttäuschungen der ersten acht Jahre haben sich dem Gedächtnis des Kindes tief eingegraben, und noch der Greis schaut etwas schmerzlich auf sie zurück. Mit acht Jahren wird der Bub aus der Schule genommen und fortan daheim vom Vater fürs Gymnasium vorbereitet. Der Vater, für den Sohn „von brennendem Ehrgeiz erfüllt“, ist ein glänzender Lehrer, aber „Choleriker, abhängig von seiner Stimmung, und wenn diese schlecht war, von unbegrenzter Heftigkeit“. Volle, frohe Anerkennung gibt er auch für gute Leistungen kaum; dafür stellt er bei wenigen Fehlern in der Schularbeit alsbald die Idiotenanstalt in Aussicht. Die „harte Frühdressur“ verschafft dem Knaben in seinem zwölften Jahr die Aufnahme auf Untersekunda, schwächt ihn aber körperlich und senkt in die Seele ein böses Minderwertigkeitsgefühl, an dem der Mann noch schwer trägt, wenngleich er

¹ Jahresringe, Innenansicht eines Menschenlebens. 4.—6. Taus. kl. 8^o (298 S.) München 1934, Lehmann. M 4.50, geb. M 6.—

es nach außen hin gut ausgleicht. Nach den Gymnasialjahren im Konvikt zu Schulpforta, den Universitätsjahren in Berlin, bei guten und schlechten Lehrern, und nach Assistentenjahren in Heidelberg ebnet sein Lehrer Fürstner dem jungen Mann den Weg zur Habilitation in Straßburg. Hier kommt es zu schweren Zerwürfissen mit Fürstner. Aber nach einigen hart gewordenen Wartejahren erhält der junge Dozent den Ruf zu einer an Ehren und Erfolgen reichen akademischen Wirksamkeit in Freiburg. Knapp gezeichnete Skizzen aus den Freiburger Jahren mag die Phantasie des Lesers zu einem abgerundeteren Bilde zu ergänzen suchen. Der Schreiber der „Jahresringe“ selbst wendet sich nunmehr allgemeinen Reflexionen über den Wertgehalt des Lebens und über dies und das zu.

Nach beträchtlichen äußern Lebenserfolgen möchte man hier einen fröhlich-dankbaren Grundton erwarten. Darum überrascht eine gewisse Herbheit, fast Bitterkeit, die manchmal aus dem Buche klingt. Es sei hier nicht sosehr an gelegentliche scharfe Urteile über Weggenossen des Lebens oder Einzelvorkommnisse gedacht, oder an den Ruhm, zeitlebens ein guter Hasser gewesen zu sein — anders wär's ja schöner, aber wer niemals über seinen Nächsten zu sehr aufbrauste, mag den ersten Stein werfen; auch nicht an die Tonart, in der, übrigens selten, über Katholisches geredet wird und die mehr einführendes Verstehen wünschen läßt. Was vor allem tiefes Bedauern weckt, ist die Sinnbilanz, die aus dem doch so vielfältig wertvollen Leben gezogen wird. Ein Abschnitt über den „Sinn des Lebens“ trägt das Kennwort: „Und da ging das Licht aus und wir saßen im Dunkeln.“ Über die ganzen Kapitel, die von „letzten Fragen“ des Lebens handeln, könnte man das Motto schreiben, das der Verfasser über Bilder aus der Kindheit setzte: „Selig sind, die nichts erwarten, denn sie werden nicht enttäuscht werden. Nicht aus der Bergpredigt.“ Der Knabe hat mit zehn Jahren — wie es etwas großspurig heißt — „bewußtmaßen seine Beziehungen zu Gott gelöst“ und sie, abgesehen von gelegentlichen „Rückfällen“ in ein Abendgebet, nicht mehr aufgenommen. Denn, so steht es in F. Th. Vischers kategorischen Worten über dem Kapitel „Der

liebe Gott“: „Wir haben keinen lieben Vater im Himmel, sei mit dir im reinen; man muß aushalten im Weltgetümmel auch ohne das...“ Wir hören dann mancherlei Dinge, die man wohl eher in materialistischen Schriften des 19. Jahrhunderts oder der Aufklärungszeit suchte, wie: daß die Menschen „aus ihrer Angst zu allen Zeiten ihre Götter erschaffen“ haben, daß „die Kraft der religiösen Überzeugung nicht auf Tatsachen oder logischen Gründen, sondern [nur] in der Energie eines Gefühles“ ruhe. „Wir leben nicht zu einem bestimmten Zweck, jedenfalls nicht zu irgend einem uns erfassbaren...“, wir sind eines Tages da, durchlaufen am rotierenden Bande der Zeit die uns zufallende Wegstrecke... und erfüllen den Sinn unserer Existenz... in der Entwicklung der in uns liegenden Möglichkeiten nach den Gesetzen unserer Anlage.“ Wo sich ein Mensch im Angesicht des Sterbens zu Gott zurückfindet, „macht man sich eine armselige Vorstellung von einem Himmels Herrn, wenn man meint, er werde das Wertlose einer aus Angst- und Vernichtungsgefühl geborenen Wandlung nicht durchschauen“. Wer dem sterbenden Mitmenschen vor seinem Heimgang noch hilft, die Hand Gottes zu suchen, freut sich vielleicht nur, „den Sterbenden, den trübseligen Überrest dessen, was einmal stolz und aufrecht im Lichte wandelte, doch noch unter seinen Willen zu beugen“. — Christus, der mehr als einen „armseligen Begriff“ von Gottes Hoheit hatte, spricht mit dem Ernste dessen, der weiß, was es um Gott, um Seele und Ewigkeit ist, von der Bedeutung des Hingehens in die Ewigkeit. Er spricht von der Freude des Himmels über den heimfindenden Verlorenen und weist, selber sterbend, den sterbenden Schächer in seiner Todesqual auf die seiner wartende Erbarmung Gottes.

Wie mag resigniertes Verzicht auf Verankerung des Lebens in umfassendem, ewigem Lebenssinn verstehbar werden? Vielleicht von der Meinung her, das Fragen nach jenseitigem Lebenssinn wolle „das Unfaßbare fassen und das Grenzenlose umgrenzen“. Solche Metaphysik wäre allerdings ein System von Illusionen, da wir ja Gottes Wesen nicht mit kleinen Menschenbegriffen ausdenken können. Aber es gibt auch eine Metaphysik, die sich der Unfaßbarkeit

ebenso wie der Wirklichkeit Gottes und seiner Ewigkeiten bewußt ist. Sie beugt ihr Knie nicht vor dem rotierenden Band zeitlichen Geschehens und nicht vor der Eiskühle stoischer Sterbensgleichgültigkeit und vor keiner bloßen Resignation hinsichtlich „letzter Fragen“. Sie weiß, warum sie glaubt, und neigt sich in begründeter Demut vor dem „in unzugänglichem Lichte“ waltenden Unendlichen. In ihm weiß sie den letzten Sinn aller Kreatur und allen Weltgeschehens verankert, auch wo sie den Ankergrund in den Tiefen der Gottheit nicht sieht. An sein lichtiges Walten und an sein undurchforschtes Dunkel gibt sie sich anheim, wissend, warum, und doch in freiem und kühnem Willen zur Hingabe. Zu ihm spricht sie ihr „Serviam“ — „ich diene“.

Näher zu solcher Seelenhaltung sucht ein anderer Arzt hinzuführen. Fritz Künkel hat soeben eine sechsbändige „Angewandte Charakterkunde“ vollendet. Sie ist wie eine große Symphonie mit dem einen, vielfach variierten Hauptmotiv: daß sich der Mensch aus der Verkrampfung in das Ich zur innern Freiheit hinarbeiten muß, in der Auseinandersetzung der Generationen Alt und Jung, in der Liebe der Geschlechter, in der Wechselwirkung von Individuum und Gruppe. Der vorletzte Band² führt aus, wie in der „meist mißglückten“ Auseinandersetzung mit der Gemeinschaft der einzelne sich in Neurose oder Verbrechen verlieren kann, und schildert in einer „Charakterpathologie“ Formen der Persönlichkeitsentartung. Er betont dann aber auch in einer „Charaktertherapie“ die Aufgabe und die Heilkraft der Gemeinschaft, die dem einzelnen die Treue hält, ihn durch die Krisen führt und formt. Im Schlußband³ werden die theoretischen Gedanken des Werkes nochmals systematisch zusammengefaßt in einer „dialektischen Charakterlehre“. Danach wurzelt alle „Problematik“ der Charakterentwicklung letztlich in dem „Ur-Gegensatz“, daß alles Seelenleben ein Sichauseinandersetzen des Ichs mit der Welt, des Subjekts mit

dem Objekt ist. In tausend Weisen führt das Leben in einzelne Gegensätze hinein und im Dreitakt von Thesis-Antithesis zur Synthesis, zur positiven — einer Seelenhaltung, in der man stets für neue Aufgaben und deren Lösung wach ist —, oder zur negativen, der Ichverkrampfung, der Angst, der seelischen Starre, der „Neurose“ in allen Formen. Aus Naturverbundenheit und Gemeinschaft, aus dem „Wir“ herausfallend, gerät die Seele in ihre Einsamkeit und innere Not. Sie muß den Weg aus der Krise zum „gereiften Wir“ zurücksuchen, den Weg zur „Gelassenheit“. Nicht zur falschen Gelassenheit, der bloßen Resignation, dem bloßen „Nicht-mehr-mittun-mögen“, zum Wegwerfen von Lebenswerten, wie wenn ein Kind den halben Kuchen zerstampft, weil es nicht den ganzen bekam. Echte innere Gelassenheit und Freiheit ist ein Loslassen von allen verkehrten Scheinsicherungen des Lebens, ist letztes Ausgeliefertsein an Gott, in der nur das Gebet bleibt und die Hingabe und offene Bereitschaft für neue Aufträge. Sie ist geistiges Verarmtsein, aber diese Armut besagt zugleich Freiwerden für neue Ziele und Kräfte des Lebens. Die Welt wird dabei leer und wertlos und steht doch plötzlich in strahlender Fülle und ungeahnten neuen Werten wie neu erschaffen da. Der echt „Gelassene“ ist nicht mehr sein eigener Herr. Er wird Gefolgsmann einer höheren Macht. Der Mensch wird innerlich umgeschaffen zum „Lehensträger eines außer-raumzeitlichen Reiches“ und von dieser Macht zugleich mit der Verantwortung für sein Volk und seine Schicksalsgefährten des Lebens beladen. Durch Irrtum und Verblendung, Leiden und Krisen geht der Weg zum immer wacheren Bewußtsein, daß einzelne wie Völker „Lehensträger der Weltregierung sind“. In dieser Seelenhaltung finden sich Stille und Freude, Geduld und Arbeit, Zuversicht und ewig neues Fragen zur sinnvollen Einheit zusammen. Der einzelne muß zur „religiösen Reifung des Charakters mitten im irdischen Leben“ zu gelangen trachten, indem er in die Gemeinschaft, in das „Wir“ hineinwächst, das Träger der Kultur und Lehensträger Gottes ist. Kulturdienst wird so Gottesdienst.

Ist das zu guter Letzt nun wieder bloße Auferweckung alter Kulturvergötzung oder klingt da etwas vom gött-

² Charakter, Leiden und Heilung. 80 (VIII u. 235 S.) Leipzig 1934, Hirzel. M 5.—, geb. M 6.80.

³ Charakter, Krisis und Weltanschauung. 80 (VIII u. 191 S.) Leipzig 1935, Hirzel. M 5.—, geb. M 6.80.

lichen Kulturbefehl, Aufforderung: in demütig-schlichter Treue auf seinem Platz in irdischem Leben zu Gott hin zu reifen? Mit der letzteren Auffassung hoffen wir Sinn und Absicht des Buches richtiger zu treffen. Jedenfalls bietet es eine Fülle von Gedanken, die zum Weitersinnen locken und die wir Katholiken vielfach in die Sprache etwa der Exerzitienbetrachtungen von Gottesdienst und „Indifferenz“ übersetzen können. Das läßt auch über Einzelheiten, bei denen man sein Fragezeichen anbringt, etwas „hinweglesen“. Doch bleibt am Ende ein unbefriedigtes Weiterfragen: die wertvolle Forderung nach metaphysischer Unterbauung des Diesseitslebens leidet an Scheu vor einer — bei aller Ehrfurcht gegenüber dem Geheimnis Gottes — doch dogmatisch klaren und so dem Leben auch klare Wegeweisenden Religion. Möchten spätere Auflagen sich zu ihr hinfinden.

Obwohl Kinkel sowohl Adler wie Freud als einseitig ablehnt, ist der Anklang an die Individualpsychologie bei ihm unverkennbar. Aber — und das ist sein Vorteil — er sucht den Fundamentalfehler der Individualpsychologie in ihrer Schulform zu vermeiden: sie forderte Einfügung des Ichwillens in den Gemeinschaftssinn, aber versagte bei der letzten Frage: Warum „soll“ ich diese Einfügung pflegen? R. Allers hat meines Wissens zuerst darauf hingewiesen, daß hier der Grundfehler im „System“ lag, im Vergleich zu dem die andern Fehler sich eher ausmerzen ließen (z. B. in seinem in 4. Auflage mit einem Geleitwort von P. A. Gemelli O. F. M. erschienenen „Werden der sittlichen Person“ und viel früher). Von katholisch-theologischer Seite hat Nikolaus Seelhammer⁴ eine Studie veröffent-

licht, die sorgfältig die „Schuldoktrin“ der Individualpsychologie darstellt, sie in sachlich stark zusetzender, mitunter einseitig pessimistischer, aber nie persönlich verletzender Kritik beurteilt; sie könnte allerdings wohl noch durch eine aufbauende und einbauende ergänzt werden. Auch hier wird wieder deutlich, daß der Fundamentalfehler der Lehre gerade in der religiös-weltanschaulichen Wurzellosigkeit zu suchen war. Die marxistische, materialistische Auffassung kennt eben nur die Beziehung des Menschen zur Erde und zum Erdgebundenen, nicht auch die des Menschen und der Welt zu Gott. Und darin liegt der unüberbrückbare Gegensatz zu christlicher Lehre vom Menschen.

Menschenleben erinnert an ein Glücksspiel. Es bringt keinen Gewinn, wenn man nicht zu Verlust bereit ist. Man muß den Einsatz des Ichs wagen und weiß doch bis zuletzt nie ganz, wie das Spiel enden wird. Das ist ein sinnloses Tun, wenn nur ein Schicksal bald für, bald gegen uns würfelt und am Ende nichts mehr bleibt. Es wird ein sinnvolles und kühnes, zielgewisses Glücksstreben, wo einer um Gottes willen immer wieder sich bemüht, aus seinem Ich herauszukommen, dienend und in menschlicher Gemeinschaft helfend auf seinem Lebensposten, dem glänzenden oder geringen, zu stehen, nicht in Resignation, sondern in Hingabe an die Vorsehung, der er glaubt und traut. Freilich, wo einer so „über sich hinaus will“, mahnt ihn St. Bonaventuras „Wandererbuch der Seele auf dem Wege zu Gott“: „Wir können uns nicht über unser Selbst hinaus erheben, wenn nicht eine Kraft von oben her uns emporhebt.“

Alexander Willwoll S. J.

⁴ Die Individualpsychologie Alfred Adlers, dargestellt und kritisch untersucht vom Standpunkt der katholischen Mo-

raltheologie. Abhandlungen aus Ethik und Moral, hrsg. von Fritz Tillmann, XII. Bd. 8^o (186 S.) Düsseldorf 1934, Schwann. M 3.—, geb. M 3.80.